



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

# Universitätsbibliothek Paderborn

**Woldemar**

**Jacobi, Friedrich Heinrich**

**Königsberg, 1794**

Vorrede.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49956](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49956)

---

## V o r r e d e .

Das Wesentlichste von dem, was bey diesem Buche voraus zu sagen gut seyn möchte, ist schon in der Vorrede zu Allwills Brieffsammlung, S. XIII - XIX gesagt worden: ich gebe daher auf jene Stelle, als auch zu diesem Buche geschrieben, Anweisung.



Jene philosophische Absicht aber:  
„Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder  
unerklärlich, auf das gewissenhaf-  
teste vor Augen zu legen“ — findet sich  
in dem gegenwärtigen Werke nicht wie  
dort mit Dichtung bloß umgeben; son-  
dern hier scheint vielmehr die Darstellung  
einer Begebenheit die Hauptsache zu seyn.

„Scheint; und scheint auch nicht:  
das ist der Fehler!“ wird man sagen.

Diesen Vorwurf muß ich mir gefallen  
lassen. Mein Zweck konnte nur auf dem  
Wege, den ich eingeschlagen habe, von  
mir erreicht werden. Von der Wichtigkeit  
und Würde dieses Zwecks habe ich die  
innigste, deutlichste, vollkommenste Ueber-  
zeu-



zeugung; und ich bin mir auch der Mittel die ich, um ihn zu erreichen, angewendet habe, auf eine Weise bewußt, die mich beruhigt. Mit dem kunstverständigen erfahrenen Dichter werde ich mich leicht verstehen; auch mit dem Philosophen, wenn er etwas mehr ist, als nur Philosoph von Profession.

„Ich habe nie verlangt“ — sagt Lessing im Nathan — „daß allen Bäumen Eine Rinde wachse.“

Also anstatt den Leser mit dem was sich für oder wider meine Arbeit möchte sagen lassen, aufzuhalten, will ich hier auf der Stelle von ihm Abschied nehmen, und ihm nur noch eine Fabel hinterlassen, die ich



am liebsten allein, ohne andre Vorrede,  
an dieser Stelle angebracht hätte.

Harmonia, die Tochter der Liebe,  
war eine thätige Mitgehülfinn Jupiters  
bey seiner Schöpfung. Mütterlich gab sie  
aus ihrem Herzen jedem werdenden Wesen  
einen Ton, einen Klang, der sein Inne-  
res durchdringet, sein ganzes Daseyn  
zusammenhält und es mit allen vergeschwi-  
sterten Wesen vereinet. Endlich hatte sie  
sich erschöpft, die gute Mutter; und weil  
sie ihrer Geburt nach nur halb eine Un-  
sterbliche war, sollte sie sich jetzt mit dem  
Leben von ihren Kindern scheiden. Wie  
gieng ihr der Abschied so nah! Bittend  
fiel sie vor dem Thron Jupiters nieder und  
sprach: Gewaltiger Gott, laß meine Ge-



stalt verschwinden vor den Göttern; aber mein Herz, meine Empfindung tilge nicht aus und trenne mich nicht von denen, denen ich aus meinem Herzen das Daseyn gegeben habe. Wenigstens unsichtbar will ich um sie seyn, damit ich jeden Fall des Schmerzes und der Freude, mit dem ich sie glücklich oder unglücklich begabte, mit ihnen fühle, mit ihnen theile.

Und was würde es dir helfen, sprach der Gott, wenn du ihr Elend unsichtbar mit ihnen fühltest und ihnen nicht beyzustehen, ihnen auf keine Art sichtbar zu werden vermöchtest? denn das letzte versaget dir doch der unwiderrufliche Spruch des Schicksals.



„So laß mich ihnen nur antworten dürfen; unsichtbar nur die Laute ihres Herzens wiederholen können, und mein Mutterherz ist getröstet.“

Jupiter berührte sie sanft und sie verschwand; sie ward zur gestaltlosen, allverbreiteten Echo. Wo eine Stimme ihres Kindes tönet, tönet das Herz der Mutter nach: sie spricht aus jedem Geschöpf, aus jedem brüderlichen Wesen den Laut des Schmerzes und der Freude mit dem Gleichlaut einer harmonischen Saite. Auch der harte Fels wird von ihr durchdrungen, auch der einsame Wald wird von ihr belebet; und wie oft hast du mich, zärtliche Mutter, du scheue Bewohnerinn der Einsamkeit und der stummen Haine mehr in



ihnen erquickt als in dem öden Kreise ton-  
loser Menschenherzen und Menschenseelen.  
Mit sanftem Mitleid giebst du mir meine  
Seufzer zurück: so verlassen und unverstan-  
den ich seyn mag, fühle ich doch aus jedem  
deiner gebrochenen Töne, daß eine alles-  
durchdringende, alles-verbindende Mutter  
mich erkennt, mich höret.

Herders Paramythien. Zerstreute  
Blätter, Erste Samml. S. 190.





— Wer der Dichtkunst Stimme nicht vernimmt  
Ist ein Barbar, er sey auch wer er sey.

Tabo. V. 1.